

JOHANNES DIETLEIN

KOSMOS

JAGD VORBEI — UND HALALI

DAS DEUTSCHE
WAIDWERK –
EIN AUSLAUFMODELL?



JOHANNES DIETLEIN

**JAGD
VORBEI
— UND
HALALI**

DAS DEUTSCHE
WAIDWERK -
EIN AUSLAUFMODELL?

INHALT

- 4 **EINLEITUNG – SUCHE NACH ORIENTIERUNG**
- 32 **KAPITEL 2 – EINE BESTANDSAUFNAHME**
- 32 Deutschland: ein Land der Jäger?
- 37 Revierprinzip und flächendeckende Bejagungspflicht
- 41 Erlegtes Wild in Zahlen
- 50 Festsetzung des Abschusses
- 60 Wildschaden: Schicksalsfrage und Haftungsfälle
- 69 **KAPITEL 3 – DIE DUNKLE VERGANGENHEIT DER JAGDGESETZGEBUNG**
- 69 Fürstliche Jagdlust und das kollektive Gedächtnis
- 83 Das Bundesjagdgesetz – ein umetikettiertes Nazigesetz?
- 93 **KAPITEL 4 – ANFRAGEN DER MODERNE**
- 93 Diskursoffenheit und die soziokulturelle Nachhaltigkeit der Jagd
- 97 Darf der Mensch Tiere töten?
- 104 Süßes Trugbild „Selbstregulierung der Natur“
- 120 Waidgerechtigkeit: Die missverstandene Erfolgsformel
- 132 „Jagdbare Arten“ – zum Abschuss freigegeben?
- 145 Reizthema Trophäenjagd
- 154 Die Jagdhunde und das deutsche Jagdrecht
- 173 Der Jäger und seine Waffen
- 191 **KAPITEL 5 – ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN DER JAGDLICHEN ORDNUNG**
- 191 Die „Systemfrage“ – ist das Revierprinzip zukunftstauglich?
- 221 Wald vor Wild: Zwei Verlierer werden gegeneinander ausgespielt

- 231 Wildschadenshaftung – das „heiße Eisen“ der jagdlichen Ordnung
235 Die Jagd auf öffentlichem Grund
240 Die Jagd und ihre Belastung mit öffentlichen Abgaben
252 Zu guter Letzt: der Wolf und die Jagd
276 Nachweise/Quellen
304 Impressum



Welches Thema dich auch begeistert - auf unsere Expertise kannst du dich verlassen. Und das schon seit über 200 Jahren.

Unser Anspruch ist es, dich mit wertvollem Rat zu begleiten, dich zu inspirieren und deinen Horizont zu erweitern.

BEGEISTERUNG DURCH KOMPETENZ

WISSEN, DAS DICH WEITERBRINGT

SACHVERSTAND, DEN MAN SEHEN KANN

QUALITÄT FÜR HEUTE UND MORGEN

Du hast noch Fragen oder Anregungen?

Dann kontaktiere unsere Service-Hotline:

0711 25 29 58 70

Oder schreibe uns: [kosmos.de/servicecenter](https://www.kosmos.de/servicecenter)

EINLEITUNG

SUCHE NACH ORIENTIERUNG

Debatte in unübersichtlichem Gelände

Wehklagen über ein nahendes Ende der Jagd sind nicht neu. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts, aber auch nach den Revolutionsjahren 1848/49 schien vielen der Untergang der Jagd gewiss. Überliefert wird die seinerzeit vorherrschende Meinung, „*daß das edle Waidwerk so schnell seinem Verenden entgegengehe, daß man ihm nicht mehr das Waidmesser zu geben brauche*“.¹ Ging es seinerzeit um die befürchtete Ausrottung der Wildbestände durch eine „*Demokratisierung der Jagd*“², so liegen die Dinge heute eher umgekehrt. Im Zentrum der Kritik steht der Vorwurf überhöhter Wildbestände, die dem Aufbau klimaresilienter Wälder im Weg stünden. Die Schuldigen und die Ursachen sind rasch ausgemacht: die privaten Jäger in unserem Land und ihre vermeintliche Fokussierung auf Trophäen. Selbst auf den höchsten staatlichen Ebenen wächst das Misstrauen.

Offen artikuliert wird es in der Expertise „Eckpunkte der Waldstrategie 2050“ des Wissenschaftlichen Beirates Waldpolitik beim Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft aus dem Jahre 2020. Hier heißt es:

„Ein zentrales Hindernis für ein effizientes Wildtiermanagement zur Verbesserung der Verjüngungssituation im Wald ist die Tatsache, dass die Jagdausübung vielfach in der Hand von Jägern liegt, die bei der Jagd Entspannung vom beruflichen Alltagsstress und Erholung in der Natur suchen und dem Waldzustand gegenüber der Jagd keinen Vorrang einräumen.“³

Das ist starker Tobak, der im politischen Diskurs seine Wirkungen hinterlässt. Da scheint es wenig zu helfen, wenn die viel gescholtenen „Hobbyjäger“, wie zuletzt für das Jagdjahr 2022/23 in Nordrhein-Westfalen⁴, mit immer neuen Rekordzahlen bei der Erlegung der besonders schadensträchtigen Wildarten wie Reh-, Sika- und Muffelwild aufwarten.

Im Wettbewerb der öffentlichen Meinungen dominieren kritische Stimmen wie jene von Richard D. Precht, der die Jagd als „reinen Lustsport“ diskreditiert und Jagdscheine in privater Hand am liebsten gleich ganz verbieten möchte.⁵ Parallel hierzu debattieren zahlreiche Landtage über grundlegende Reformen der tradierten Jagdgesetze. Selbst das scheinbar sakrosankte „Revierprinzip“, seit 175 Jahren Fundament der jagdlichen Ordnung in Deutschland, ist zur Zielscheibe der Kritik geworden. Ist das deutsche Waidwerk, wie wir es kennen, ein Auslaufmodell?

Auffallend ist immerhin, dass unter den vielen Kritikern wenig Einigkeit darüber besteht, wer denn an die Stelle der zahlenden Freizeitjäger treten soll. Während Waldeigentümer zunehmend Gefallen an der Idee finden, selbst die Büchse in die Hand zu nehmen, votieren

andere für eine Überleitung der Jagd auf staatlich alimentierte Wildhüter. Daneben gewinnen Überlegungen an Boden, die Jagd der Natur selbst zu überlassen. Hoffnungsträger der Vision von einer „natürlichen Selbstregulierung“ ist der Wolf. In atemberaubendem Tempo erobert er sich Stück für Stück seinen vormaligen Lebensraum zurück – genauer gesagt das, was in unseren dichtbesiedelten Landschaften von seinem früheren Lebensraum übriggeblieben ist. Die Dynamik des Anstiegs der Wolfspopulation überrascht selbst Fachleute. Aber auch die Wolfsattacken auf Nutztiere steigen an, auf zuletzt 4366 verletzte, vermisste und getötete Weidetiere im Jahr 2022. Nicht eingerechnet sind darin die unzähligen schwer traumatisierten Tiere in den betroffenen Herden. Viele Schäfer sehen bereits das Ende ihrer Zunft nahen.

In die Defensive gedrängt sieht sich auch die Jägerschaft. Ihr lange Zeit so plausibles Narrativ, mit der Jagdausübung an die Stelle der fehlenden großen Landraubtiere treten zu müssen, scheint zu einem gefährlichen Bumerang zu werden. Denn wenn die großen Räuber ihre Reviere wieder bezogen haben, ist es dann nicht folgerichtig, ihnen als den „natürlichen“ Jagdprofis Wald und Feld zu überlassen? Und überhaupt: Ist die Jägerschaft nicht womöglich mit schuld an den steigenden Wolfsattacken auf Weidetiere, eben weil sie Hirsch und Reh für sich beansprucht, anstatt die Beute mit der wachsenden Wolfspopulation fair zu teilen? So jedenfalls schwingt es zwischen den Zeilen in einer Äußerung des Wolfsberaters des Umweltministeriums mit, wenn er ausführt: „Der Wolf gehört nach Deutschland. Aber er braucht in seinem Biotop auch genügend zu fressen.“⁶ Kann es da verwundern, dass Forderungen der Jägerschaft, den Wolf in den Katalog der jagdbaren Arten zu nehmen, eher auf Misstrauen stoßen? Geht es den Jägern am Ende nicht doch allein darum, einen unliebsamen Konkurrenten loszuwerden und das eigene Fell zu retten? Die Lage ist kompliziert.

Im Dickicht der Regelungszuständigkeiten

Ähnlich unübersichtlich wie die inhaltliche Debatte ist die Frage, wer eigentlich über die jagdliche Ordnung in Deutschland zu befinden hat. Lange Zeit galt das Bundesjagdgesetz vor allem der Jägerschaft als „die Bibel“ der Jagd und deren zentrales Fundament. Sie bildete den Rahmen, den die einzelnen Länderparlamente noch ausmalen, aber nicht umgestalten durften. Doch diese Zeit ist vorbei. Seit der Föderalismusreform I des Jahres 2006 teilen sich Bund und Länder die Gesetzgebungszuständigkeit für das Jagdwesen, was zu einer bunten Vielstimmigkeit des politischen Diskussions- und Entscheidungsprozesses geführt hat. Für Nichtjuristen ist kaum mehr erkennbar, wer hier eigentlich das letzte Wort spricht. Selbst Juristen tun sich schwer mit präzisen Erklärungen und sprechen vereinfachend von einem „Ping-Pong-Modell“: Tatsächlich dürfen der Deutsche Bundestag und die 16 Landtage unabhängig voneinander Jagdgesetze nach ihrer eigenen Vorstellung erlassen. Maßgeblich ist in jedem Bundesland dann das jeweils jüngere Gesetz.

Beabsichtigt war damit, dass sich Bund und Länder im Ernstfall gegenseitig korrigieren können. Da nun der Bund jedoch nicht jedes unliebsame Landesgesetz mit dem Neuerlass eines eigenen Jagdgesetzes parieren kann und wird, hat das „Ping-Pong-Modell“ de facto zu einer Verlagerung der Jagdgesetzgebung auf die Länder geführt. Nicht nur die Landesjagdverbände können sich über einen deutlichen Machtzuwachs freuen. Auch die Länder selbst finden zunehmend Gefallen daran, ihre Eigenständigkeit gerade auch in der Neuordnung des Jagdrechts zu dokumentieren. Zum Leidwesen einer Jägerschaft, die sich bis dahin nur selten mit größeren Reformdebatten konfrontiert sah, ist das Jagdwesen zu einem Experimentierfeld im föderalen System geworden.

Was zunächst negativ klingen mag, ist jedoch in einem Föderalstaat nicht von vornherein negativ oder gar illegitim. Im Gegenteil: Experi-

mente können den Weg zum Besseren weisen. Und Wettbewerb belebt – auch zwischen den Ländern – das Geschäft. Das ist eine der Ideen des Föderalismus. Allerdings können Experimente auch scheitern, was für ein Gemeinwesen verständlicherweise weniger günstig ist. Dies gilt auch im Bereich der Jagd. Umso wichtiger ist es, die relevanten Fragen, die Vor- und Nachteile der verschiedenen Regulierungsmodelle, im Vorfeld gründlich zu eruieren und sachlich zu prüfen.

Nicht in allen Ländern, die eine Reform der Jagdgesetze anstrebten, ist dies in der erforderlichen Weise geschehen. Die massiven Konflikte um die Neuordnung der Jagd in Nordrhein-Westfalen, die mit Inkrafttreten des Ökologischen Jagdgesetzes im Mai 2015 und dessen weitgehender Rückabwicklung in den Jahren 2018 und 2019 ihre Kulminationspunkte fanden, bieten ein unrühmliches Beispiel für eine Gesetzgebung, die in den Sog von Ideologie und Klientelpolitik geraten ist. Auch in Brandenburg und Rheinland-Pfalz erwiesen sich vorgelegte Reformentwürfe als unausgereift und praxisfern.

Umso wichtiger erscheint es, den Grundlagen und Zielen unserer bestehenden jagdlichen Ordnung genauer nachzuspüren und die in der öffentlichen Debatte diskutierten Alternativen näher zu beleuchten. Welche Erwägungen stehen hinter der geltenden Ordnung? Genügen sie den Anforderungen unserer Zeit? Und welche Anforderungen und Erwartungen sind es überhaupt, die unsere Zeit stellt – eine Zeit, die in ihrem Hang zur plakativen Vereinfachung oft genug selbst um Orientierung ringt.

Lustsport oder angewandter Naturschutz?

Es ist jedenfalls bezeichnend, wenn bekennende Jagdgegner wie Richard D. Precht, der den rund 400 000 Jägerinnen und Jägern in Deutschland allen Ernstes Entzugstherapien anrät, im gleichen Kontext konstatieren, dass *„niemand ... etwas dagegen (hätte), wenn sich die Jagd ... zu einer wildbiologisch sinnvollen Betätigung wandelte“*⁷

Wo aber steht die Jagd in Deutschland wirklich? Ist sie tatsächlich jener von Precht angeprangerte Lustsport, der unvereinbar ist mit einer Rechtsordnung, die sich zum Tierschutz bekennt? Oder ist sie womöglich längst die von ihm selbst als legitime Alternative aufgezeigte wildbiologisch und ökologisch sinnvolle, wenn nicht gar notwendige Betätigung? Und wie steht es um die wohlklingende Forderung nach einer Übertragung der Jagd auf staatlich finanzierte Berufsjäger? Sind derartige Vorstellungen ökonomisch, rechtlich und praktisch überhaupt realistisch? Und was hat es mit der vielzitierten „Selbstregulierung der Natur“ auf sich: Würde die Natur die Dinge wirklich in unserem Sinne richten, wenn wir sie nur walten ließen? Das impliziert auch die Frage, ob wir die Regulierung der heimischen Wildbestände wirklich einer ungebremst ansteigenden Wolfspopulation überlassen wollen. Und kann der Rückzug aus einer nachhaltigen Nutzung natürlicher Ressourcen der Weg aus der Krise sein?

Andererseits bedürfen auch die tradierten Ordnungsmodelle unserer Jagdgesetze einer kritischen Prüfung, allen voran das aus dem 19. Jahrhundert stammende Revierprinzip. Halten die überkommenen Modelle den gegenwärtigen Realitäten, aber auch den aktuellen Anforderungen an einen angemessenen Interessenausgleich in Zeiten des Klimawandels stand?

Hinter allen fachlichen Diskussionen verbirgt sich schließlich die spannende Frage, welche historischen Erblasten die aufgeladenen Debatten zum Thema Jagd in sich tragen. Die jagdliche Ordnung in Deutschland ist ein facettenreiches Thema, das immer wieder überraschende Erkenntnisse zutage fördert.

KAPITEL 1

KONFLIKTLINIEN IN EINEM LANGEN STREIT

Jagd als Motor der Evolution

Der politische Diskurs um die Jagd und ihre Rechtfertigung ist nicht nur eine tagespolitische Debatte. Vielmehr reichen die Facetten des Themas weit in die Vergangenheit bis hin zu den Ursprüngen des Menschen. Nicht von ungefähr wird gerade die besondere Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Homo sapiens vielfach als eines der zentralen Argumente zur Rechtfertigung der Jagd in der Neuzeit vorgebracht: Wenn denn der Mensch, wie uns die Anthropologie lehrt, entstehungsgeschichtlich ein „geborener Jäger“ ist, was sollte falsch daran sein, wenn er weiter der Jagd nachgeht?

Ohne Zweifel ist es richtig, dass der Jagd eine maßgebliche Rolle bei der Entstehung und Entwicklung unserer Art zukommt. Zwar stellten die vor fünf bis zweieinhalb Millionen Jahren lebenden menschenähnlichen Vorläufer der Gattung Homo vermutlich eher die

Beute tierischer Jäger dar, als dass sie selbst als Jäger unterwegs gewesen wären.⁸ Doch während sich die Spur der auf den Verzehr pflanzlicher Kost spezialisierten Gruppen der Hominini vor rund einer Million Jahre im Nichts verliert, leiteten die Hinwendung zur Jagd und die Umstellung auf tierische Nahrung für eine andere Linie den Übergang zur Gattung Homo und zuletzt zur Entwicklung des Homo sapiens ein. Insbesondere die exorbitante Steigerung des menschlichen Gehirnvolumens wird evolutionsgeschichtlich vielfach mit der Umstellung auf energiereiche tierische Nahrung in Verbindung gebracht.⁹

Vermutlich vor 200 000 bis 300 000 Jahren tauchte Homo sapiens erstmals auf dem afrikanischen Kontinent auf und erreichte vor ca. 54 000 bis 45 000 Jahren, vielleicht früher, die europäischen Breiten.¹⁰ Gerade einmal 7500 Jahre ist es her, dass die Jagd als vorrangige Lebensform des Homo sapiens durch die ortsgebundene Landwirtschaft abgelöst wurde. Über mehr als 40 000 Jahre hatte Homo sapiens zuvor seine jagdlichen Spuren in Europa hinterlassen, so wie vor ihm der Homo neanderthalensis und der Homo heidelbergensis. Ihrer aller zentraler Überlebensfaktor war die Jagd: Sie eröffnete Nahrungsquellen und gewährte Schutz vor gefährlichen Raubtieren. Eindrucksvolle Zeugen dieser Zeit sind etwa die Schöninger Jagdspeere und -lanzen des Homo heidelbergensis, der vor 300 000 Jahren in unseren Breiten wilden Pferden, Rindern und Hirschen nachstellte, die gut 100 000 Jahre alte Lanze von Lehringen des jagenden Neandertalers oder die rund 54 000 Jahre alten, wohl bereits vom Homo sapiens bearbeiteten Feuerstein-Pfeilspitzen aus der Mandrin-Grotte im Südosten Frankreichs.¹¹

Eindrucksvolles Zeugnis dieser jagdlichen Geschichte des Menschen ist nicht zuletzt unser eigener Körperbau mit seiner in der Tierwelt einzigartig flexiblen Arm- und Schulterpartie; von der Natur über Tausende von Jahren geformt für das Schleudern von Lanzen und Speeren.¹²

Eine mindestens ebenso entscheidende Rolle dürfte der Jagd aber auch im Hinblick auf die soziokulturelle Evolution des Menschen zukommen. Denn die Jagd erforderte ein koordiniertes Zusammenwirken innerhalb der jagenden Gruppen und wurde dadurch zum entscheidenden Katalysator für das besondere Sozialverhalten des Menschen.

Ebenso kann die Jagd als Motor für die künstlerisch-kulturelle Evolution des Menschen gesehen werden. Beredtes Zeugnis hierfür sind die von dem Tübinger Archäologen Nicholas J. Conard entdeckten Eiszeitplastiken jagdlicher Beutetiere in Höhlen der Schwäbischen Alb, die aus der frühen Besiedlungszeit Europas stammen und seit 2017 zum UNESCO-Weltkulturerbe zählen. Sie sind nur unwesentlich jünger als die berühmte Darstellung eines wilden Schweins, das vor 45 500 Jahren von eiszeitlichen Jägern in die Wände einer Kalkstein-Höhle auf der indonesischen Insel Sulawesi gezeichnet wurde und derzeit als das älteste bekannte Gemälde der Welt gilt.¹³

Selbst das religiöse Denken, die „religiöse Evolution“ der Menschheit, scheint ihre Ursprünge im Umfeld der Jagd zu finden. Darauf jedenfalls deutet die Grabbeigabe zu dem mutmaßlich ältesten bislang freigelegten Grab in Israel aus der Zeit um 100 000 v. Chr., die ausgerechnet in einem Hirschgeweih bestand. Grabbeigaben aus Hirschgeweih wurden, wenngleich deutlich jüngeren Ursprungs, auch in Deutschland aufgefunden.¹⁴ Und die Überlegung liegt nahe, dass man diesen „Trophäen“ womöglich eine transzendente Bedeutung beigemessen hat. So vermutet der Bochumer Religionswissenschaftler Volkhard Krech, dass es von den existenziellen Erfahrungen der frühzeitlichen Jagd hin zu religiösen Vorstellungen nur ein kleiner Schritt war. Immerhin geht es bei der Jagd durchaus auch um Grundfragen von Leben und Tod. „Da dockt Religion an“, so der Religionsforscher.¹⁵

Archaische Triebmodelle und das Wesen der Zivilisation

Aber hat die Entstehungsgeschichte des Menschen wirklich noch etwas mit unserer Gegenwart und mit der Gegenwart der Jagd in unserem Lande zu tun? Lässt sich die Jagd in der Moderne damit begründen, dass sie als Urform menschlichen Handelns gleichsam im menschlichen Trieb- und Instinktsystem grundgelegt sei? Tatsächlich findet sich eine unübersehbare Anzahl an Abhandlungen und Theorien zur fortdauernden Präsenz des steinzeitlichen Jägers im modernen Menschen, dem, wie es die US-Anthropologen Tiger und Fox formulierten, „die Zeit für die Evolution eines bäuerlichen oder industriellen Gehirns und Körpers“ fehlte.¹⁶

Spannend und unterhaltsam sind die Versuche, bestimmte Verhaltensweisen des modernen Menschen auf archaische Instinkte der steinzeitlichen Jäger zurückzuführen. Etwa die bevorzugte Wahl von Wandplätzen in Lokalen, die nach Auffassung mancher Forscher auf steinzeitliche Ängste vor den Attacken wilder Tiere geprägt sein soll; oder unser Appetit auf Fastfood, dessen Wurzeln manche in der steinzeitlichen Nahrungsknappheit und dem daraus resultierenden Heißhunger unserer frühen Vorfahren auf Zucker und Fett sehen. Natürlich ist die Existenz solcher Vererbungslinien keineswegs ausgeschlossen. Immerhin wissen wir aus der modernen Epigenetik, dass Verhaltensweisen und erst recht traumatische Erlebnisse der Eltern und Großeltern Einfluss auf unseren „epigenetischen Code“ haben können, der dann über die Aktivierung bestimmter Gene entscheidet.

Doch genau diese hohe Dynamik unseres Erbgutes dürfte es zugleich schwierig machen, bestimmte Verhaltensformen ausgerechnet auf Erfahrungen unserer steinzeitlichen Vorfahren zurückzuführen. Dies gilt übrigens auch für Theorien, die die scheinbar nicht auszurottende Neigung der Menschen zur Gewalt mit dem frühen Jägerdasein des Homo sapiens in Verbindung bringen wollen. Ihnen ist der US-Anthropologe Travis Pickering von der University of Wiscon-

sin-Madison mit der ebenso bemerkenswerten These entgegengetreten, dass gerade umgekehrt die Professionalisierung der Jagd und der Einsatz von Distanzwaffen wie Speeren und Lanzen schon bei den frühen Menschen zu einer Entkoppelung von Aggression und Jagd geführt habe. Aber auch die De-Emotionalisierung der Jagd wäre dann womöglich eine frühzeitliche jagdliche Prägung.

Wie immer man zu den vielfältigen Theorien um unser inneres Sein steht, so erscheint es doch schwierig, aus frühzeitlichen Verhaltensformen des Menschen eine Rechtfertigung für heutiges Handeln und damit eben auch für die rechtliche Zulassung der jagdlichen Tötung hochentwickelter Säugetiere in der Neuzeit ableiten zu wollen. So belegt nicht nur der marginale Jägeranteil von gerade einmal 0,5 % an der deutschen Gesamtbevölkerung, dass es bei der modernen Jagd nicht um eine typusprägende Form der Selbstentfaltung des Menschen geht. Und selbst wenn man dies anders bewerten will: Besteht die Einzigartigkeit des Menschen nicht gerade darin, dass er, anders als alle übrigen Mitgeschöpfe auf diesem Planeten, so etwas wie einen eigenen Willen entwickeln konnte und sich damit weithin aus der Gefangenschaft der bloßen Instinktsteuerung befreit hat? Diese Freiheit sowie die Fähigkeit des empathischen Blicks auf seine Mitgeschöpfe geben dem Menschen die Möglichkeit, das eigene Handeln zu reflektieren und an den jeweiligen Reflexionsstand anzupassen. Es ist dies der Ausgangspunkt dessen, was wir Zivilisation nennen, und deren Wesen in der stetigen Weiterentwicklung des sozialen Miteinanders und des verantwortungsvollen Umgangs mit unserer Umwelt und unseren eigenen Lebensgrundlagen liegt. In die hierdurch eröffnete zivilisatorische Entwicklung der Menschheit ist die Jagd als menschliche Verhaltensform einbezogen.

Empathie, Reflexion und die Überwindung korrekturbedürftiger Verhaltensformen sind in diesem Prozess zentrale Bausteine. So käme denn auch niemand auf die Idee, aus der Abwehrhaltung steinzeitlicher

Menschengruppen gegenüber ihnen unbekanntem anderen Gruppen auf eine Legitimation rassistischen Verhaltens in der Neuzeit zu folgern. Und niemand würde aus dem von Yuval Noah Harari rekonstruierten Gebaren unserer steinzeitlichen Artgenossen, alten und kranken Angehörigen der eigenen Horde beizeiten den Schädel einzuschlagen¹⁷, irgendwelche Rechtfertigungsgründe für Mord und Totschlag in der Neuzeit ableiten.

Zudem zeigt uns die moderne Forschung, dass empathisches Verhalten durchaus auch in der Tierwelt nachzuweisen ist. Etwa wenn Ratten Futter verweigern, sobald ihnen dieses bei gleichzeitiger Beschallung mit Schmerzlauten ihrer Artgenossen angeboten wird; aber auch artübergreifend, wenn etwa in Zoologischen Gärten gehaltene Gorillas, wie die legendäre Binti Jua oder ihr männlicher Artgenosse Jambo, zu Rettern von kleinen Menschenkindern wurden, die in das Tiergehege gefallen waren. Und zeichnet sich die heutige Jagd nicht gerade dadurch aus, dass sie das Wild als fühlende und schmerzempfindende Mitgeschöpfe wahrnimmt und diesem Umstand mit dem Bekenntnis zur Waidgerechtigkeit Rechnung zu tragen sucht? So wenig daher Empathie und Jagd in der Neuzeit einen Widerspruch bilden, so wenig trägt der Hinweis auf das steinzeitliche Erbe des Menschen als Rechtfertigung der Jagd auf wild lebende Tiere.

Mensch und Natur: „Zeitenwende“ des Denkens

Dies gilt umso mehr, als das Thema Jagd in einem unmittelbaren Bezug zu der immerwährenden großen Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Natur steht. In kaum einem anderen Lebensbereich aber ist ein solch grundlegender Umdenkens- oder auch Zivilisationsprozess festzustellen wie in Fragen des Umgangs mit der Natur. Wäre der Begriff nicht politisch abgenutzt, könnte man in der Tat von einer „Zeitenwende“ sprechen.

Über Jahrtausende hinweg folgte das Verhältnis des Menschen

zur Natur dem alttestamentarischen Gebot, sich die Welt „untertan“ zu machen und über alles Vieh und Getier zu herrschen, welches auf Erden kriecht (Genesis 1,26-28). Und mit dem komfortablen Freibrief dieser biblischen Herrschaftsverheißung ließ sich die Frage nach den ethischen Anforderungen im Umgang mit der Natur und den Tieren nur allzu bequem an den Rand drängen. Gewiss gab es immer schon differenzierende Aussagen wie jene des griechischen Philosophen Pythagoras (um 570 v. Chr.–510 v. Chr.), dem der Aphorismus zugeschrieben wird: „Alles, was der Mensch den Tieren antut, kommt auf den Menschen wieder zurück.“ Und auch Martin Luther (1483–1546) soll sich bereits differenziert über die Rechtfertigung speziell der Jagd geäußert haben, die nach seiner Auffassung „wohl göttlich und recht geübet werden kann“, dies aber nur, soweit sie „ohne gewaltsame und unrechte Vergreifung an ihren Unterthanen und auch ohne Schaden und Verderb derselben“ erfolge. „Wo es aber anders gehet, da ist das Jagen der allerärgeste und schädlichste Handel.“¹⁸

Ein systematisches Nachdenken über den Umgang des Menschen mit den Tieren nahm freilich erst mit der Aufklärung im 18. Jahrhundert den Anfang. Endgültige Fahrt nahmen die zunächst eher zersplitterten Initiativen zum Schutz der Tiere im 20. Jahrhundert auf. Dass hierbei auch die Jagd unter Rechtfertigungsdruck geraten würde, wurde spätestens am 26. Dezember 1963 deutlich, als die in demselben Jahr von John Prestige gegründete „Hunt Saboteurs Association“ erstmals Störaktionen gegen eine Fuchsjagd im Vereinigten Königreich durchführte, freilich nicht ohne heftige staatliche Gegenreaktion. Schon wenig später schufen Schriften wie Peter Singers „Animal Liberation“ aus dem Jahre 1975 oder der von John Harris herausgegebene Sammelband „Animals, Men and Morals“ aus dem Jahre 1973 das gedankliche Fundament der modernen Tierrechtsbewegung.

Wandlungen der Mehrheitsgesellschaft

Aber auch innerhalb der Mehrheitsgesellschaft setzte ein langsames, aber stetiges Umdenken ein. Spektakulär, wenn auch für die meisten Menschen eher weit entfernt, waren die Warnungen des Club of Rome aus dem Jahre 1972, mit denen US-Forscher unter anderem auf drohende Umweltschäden als Folge eines scheinbar grenzenlosen Wachstums hinwiesen. In gleicher Richtung hatte bereits ein Jahr zuvor Papst Paul VI. in seinem Apostolischen Schreiben Octogesima adveniens auf die Probleme der zunehmenden Umweltzerstörung hingewiesen. Greifbarer waren da die Bedrohungen durch den zunehmenden Artenrückgang. Sie wurden in den Kindes- und Jugendjahren der Boomer-Generation insbesondere in der Fernsehserie „Ein Platz für Tiere“ breiter thematisiert. Die hierbei erzielten Einschaltquoten des ebenso legendären wie streitbaren Frankfurter Zoodirektors Prof. Bernhard Grzimek lagen bei sagenhaften 75 Prozent.¹⁹

Einen ersten großen rechtlichen Erfolg bildete der Abschluss des Washingtoner Artenschutzübereinkommens im Jahre 1973. Ihm sind bis heute 184 Staaten beigetreten. Dem Washingtoner Abkommen folgten im Jahre 1979 die Berner Konvention sowie die Europäische Vogelschutzrichtlinie. Eine tiefgreifende Zäsur bildete kurz darauf das neuartige Phänomen des sogenannten „Waldsterbens“, das auch die Menschen in Deutschland bewegte. Die Schreckensvision von einer „baumlosen Zukunft“ versetzte weite Teile gerade der jüngeren Bevölkerung in Angst und Schrecken.²⁰ „No future“ war lange vor der „letzten Generation“ eines der Schlagworte der 80er-Jahre des letzten Jahrhunderts.

Die befürchtete Apokalypse blieb aus. Die zunehmende Sensibilisierung der Öffentlichkeit im Umgang mit der Umwelt aber blieb. Schrittweise fand sie Eingang in die rechtliche Ordnung Deutschlands. Im Jahre 1990 wurde das altherwürdige Bürgerliche Gesetzbuch aus

dem Jahre 1900 dahin geändert, dass Tiere fortan keine Sache mehr darstellten und durch besondere Gesetze geschützt sein sollten. Von erheblicher Tragweite war der Erlass der europäischen Fauna-Flora-Habitat (FFH)-Richtlinie zwei Jahre später. Ihr folgte im Jahre 1994, also wiederum zwei Jahre später, die Verankerung des Schutzes der natürlichen Lebensgrundlagen als Staatsziel in Art. 20a des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland, und nochmals drei Jahre später, im Jahre 1997, die unionsrechtliche Verankerung des Tierschutzes im Protokoll zum Amsterdamer Vertrag, der im Mai 1999 in Kraft trat. 2002 wurde das grundgesetzliche Staatsziel des Schutzes der natürlichen Lebensgrundlagen schließlich um den Schutz der Tiere erweitert.

Aber es blieb keineswegs bei rechtlichen Regelungen. Auch im Lebensalltag der Menschen sind für die vergangenen Jahrzehnte grundlegende Veränderungsprozesse zu verzeichnen. Und dabei geht es nicht nur um die einst so beliebten Nerz- und Persianermäntel, die in den 1960er und 1970er Jahren zu einem allgegenwärtigen Symbol des Wohlstandes avanciert waren und heute nahezu vollständig aus dem öffentlichen Leben verschwunden sind. Auch die tierexperimentelle Forschung an Deutschlands Universitäten ist seit Jahren rückläufig. Längst stehen vormalige Selbstverständlichkeiten wie der Fleischkonsum insgesamt in der Diskussion. Rund acht Millionen Menschen in Deutschland ernähren sich mittlerweile fleischlos, Tendenz steigend. Der durchschnittliche Pro-Kopf-Fleischverzehr sank nach den Zahlen des Bundesinformationszentrums Landwirtschaft von 2011 bis 2021 um 12,4 Prozent.²¹ Das Jahr 2022 brachte ein nochmaliges massives Absacken des Pro-Kopf-Verzehrs, der mit 52 Kilogramm rund 4,2 Kilo niedriger lag als im Vorjahr. Die Zahlen für das Jahr 2023 lassen mit 51,6 Kilo Durchschnittsverzehr eine fortdauernde Tendenz nach unten erkennen.²²